XXIV. Jahrg. Berlin, den 18. Dezember 1915. Nr. 12.

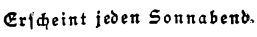



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) **M. 5.—**, pro Jahr **M. 20.—**; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch
Max Kirstein,
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.



Berlin, den 18. Dezember 1915.

Notizen.

Sohn des Himmels.

Fünfundfünfzig Jahre ists her. In China herrscht der Mandschu Hienfong („Segensspende“), dessen Vater im Opiumkrieg von England besiegt und gezwungen worden ist, dem Britenreich die Insel Hongkong zu überlassen, Entschädigung von den Kriegskosten zu gewähren und fünf Häfen den rothborstigen Barbaren zu öffnen. Da die Erfüllung des in Nanking unterzeichneten Friedensvertrages von Jahr zu Jahr verzaudert, der Fremdenhaß des Volkes vom Hof aus geschürt, eine unter Englands Flagge segelnde Bark von der chinesischen Behörde in Beschlag genommen wird, entsteht neuer Zwist. Der Schriftgelehrte Tsiutsüan ist wider die Mandschu-Dynastie aufgestanden; hat durch Christenfreundschaft Anhang zu werben gesucht; sich den Bruder Jesu, den Himmelskönig genannt, die Herrschaft der Taiping („Friedliche Macht“) verheißen und sich selbst zum Kaiser gekürt. Hienfong hofft, den schwellenden Unmuth nach außen, gegen die weißen Einbrecher, ablenken zu können. Zuerst übernimmt England allein das Rächeramt; verbündet sich dann aber den Franzosen (denen die Ermordung katholischer Missionare die willkommene Gelegenheit zum Eingriff bietet). Das Corps der Westmächte stürmt die Taku-Forts, erobert Kanton, dringt bis nach Tientsin vor und schließt dort mit der verängsteten pekinger Regirung einen Friedensvertrag, der den Fremden wieder sechs Häfen entriegelt; ihnen auch das Recht zuspricht, die Christenlehre zu verkünden und durch Gesandte sich in Peking vertreten zu lassen. Statt den

Vertrag ans Licht zu bringen und für redliche Erfüllung zu sorgen, prahlt die Regirung mit der Kunde von kläglichem Rückzug der Barbaren; läßt hastig die Peiho-Befestigungen erneuen und das anglo-französische Geschwader beschießen. Der tatarische General Sankolinsin wähnt, die zur Fremdenausrodung günstige Stunde sei gekommen. Solcher Wahn darf nicht aufwuchern. China muß die Uebermacht des Westens empfinden lernen. Aus Indien werden zehntausend Mann geholt und dem General Sir Hope Grant unterstellt. Frankreich schickt achttausend, deren Führung dem Divisionär Cousin-Montauban, dem Bezwinger des algerischen Rebellen Abd el Kader, anvertraut wird. Lord Elgin und Baron Gros sind die diplomatischen Leiter des Unternehmens. Die Briten wollen bei Talienwan, die Franzosen bei Tschifu landen. Der Plan erweist sich als unausführbar. Erst sechs Monate nach der Ankunft können die Verbündeten einen Erfolg melden: die Eroberung von Tientsin. In dieser Hafenstadt wird verhandelt. Als der Vertrag fertig ist, weigert Hienfong die Unterschrift. Zank zwischen Europäern und Chinesen, Franzosen und Briten, Diplomaten und Generalen. Endlich gehts, dennoch, vorwärts. Nicht weit. Ein Prinz kommt, zu neuer Verhandlung, aus Peking. Auch sie bleibt fruchtlos; und der Chinesenlist gelingt, einen Theil der Verhändler als Geiseln zu fangen. Bei Tschangkiawan werden zwanzigtausend Gelbe von achttausend Weißen geschlagen und der stärksten Geschütze beraubt. Ein paar Tage danach: neue Chinesenniederlage beim Dorf Palikiau (dessen Name in dem von Louis Napoleon dem General Cousin-Montauban verliehenen Titel „Graf von Palikao" verstümmelt fortlebt). Die Sieger stehen fünfzehn Kilometer vor Peking; können sich aber, weils ihnen an Mannschaft und Munition fehlt, nicht in das Gewimmel der Hauptstadt wagen. Wieder wird verhandelt; trotz dem bösen Erlebniß mit dem Prinzen Tsai lassen die Diplomaten sich mit dem Prinzen Kong ein. Der verplaudert vierzehn Tage und lehnt dann die Vorbedingung ab: die Befreiung der Gefangenen. Am sechsten Oktober 1860 besetzen die Verbündeten das Sommerschloß des Kaisers von China, von dem Sankolinsin seine Truppen zurückgezogen hat. Dieses Schloß ist Schatzkammer und Museum; in Haufen, wie kein Europäerauge sie sah, sind Kleinodien, Ziergeräthe, Prunkkleider, Pergamente und Bücher aus zwei Welten gespeichert. Jeder rafft,

was er zu schleppen vermag. (Dem Grafen Palikao selbst wurde nachgezischelt, er habe mindestens eine Million dem Schatz Hienfongs entwendet, und deshalb von der pariser Kammer die Dotation versagt; doch Louis Napoleon erwirkte, daß der General aus der Summe, mit der China das Kaiserreich von den Kriegskosten entschädigen mußte, sechshunderttausend Francs empfing.) Das mit Beute bepackte Heer wälzt sich nach Peking. Hienfong ist geflohen; Prinz Kong sein Statthalter. Am dreizehnten Oktober läßt er den Fremden, deren Batterien die Hauptstadt bedrohen, das Gantingthor öffnen. Am dreiundzwanzigsten unterschreibt er, im Namen des Kaisers, den Friedensvertrag. Europa hat über Asien gesiegt. Während in China aber Franzosen und Briten in einer Front fechten, spricht in den Tuilerien der Franzosenkaiser zu Earl Cowley, dem Botschafter Britaniens: „Was ich irgend thun konnte, habe ich gethan, um mit England in Eintracht zu bleiben. Doch Ihre Regirung macht es unmöglich. Für deren Haltung fehlen mir die passenden Worte. Ich bin am Ende meiner Kunst.“ Und Königin Victoria befiehlt dem Lord John Russell, den Glauben an anglo-französische Verständigung überall zu bekämpfen; und schreibt an den lieben Onkel Leopold nach Brüssel: „Kein Land, kein Mensch denkt daran, Frankreich zu reizen oder gar anzugreifen. Jeder würde sich freuen, Frankreich glücklich zu sehen. Aber es muß nun einmal in allen Erdtheilen Unruhe stiften, Unheil säen, jeder anderen Macht etwas Häßliches ans Zeug flicken. Dieses Treiben muß erwirken, daß eines Tages ein richtiger Kreuzzug gegen den Ruhestörer unternommen wird. Anders kann diese Beunruhigung nicht enden. Es ist abscheulich!“

Im selben Jahr sichert Rußland, dem schon das Amurgebiet eingeräumt ist, sich das rechte Ufer des Ussuri; wird Nachbar des (dem Himmelssohn unterthanen) Kaiserreiches Korea und möchte, außer dem rasch aufblühenden Wladiwostok, noch den Hafen von Wönsan erlangen, der nicht, wie der Ausgang seines Küstengebietes, Monate lang durch Eis gesperrt ist. Solchen Vordrang darf Japan nicht dulden; 1868 entschnürt sichs den Fesseln des Shogunates, fordert, im Staatskleid der Europäer, bald danach von China den Verzicht auf die Gewalt über Korea, kann aber, im Vertrag von Tientsin, dem Reich der Mitte nur die Anerkennung gleichen Bürgerrechtes auf Koreas Boden abtrotzen. 1885.

Neun Jahre geduldet sich Japan; dann wagt es den Krieg und holt aus Shimonoseki den Siegespreis: Formosa, Kwantung (die Südspitze der Liau-Halbinsel), die Lösung Koreas vom Band chinesischer Oberhoheit. Rußland, Deutschland und Frankreich hindern die Ausführung des Vertrages und zwingen Japan, vom Festland zu weichen. Korea scheint den Russen gewiß. Die schicken Offiziere, Kaufleute, Holzfäller auf die Halbinsel; gründen eine Bank und, zur Ausbeutung der Forsten, die Yalu-Gesellschaft, der die durch die Mandschurei gelegten Eisengleise den Absatz nach Westen erleichtern. China rührt sich nicht. Japan ist noch einsam, noch arm; seine Rachgier muß fasten. Dumpfe Stille vor dem Gewitter. Deutschlands Hand legt sich auf Chinas Flanke.

Fast vier Lustren ists her. Aus Ostasien, wo er Kommandant der Kreuzerdivision war, hat Admiral Tirpitz ins Reichsmarineamt den Plan mitgebracht, die Kiautschaubucht nebst ihrem Hinterland fürs Deutsche Reich zu erwerben. Ungefähr fünfhundertzwanzig Quadratkilometer. Ostchina; Provinz Shantung. Noch ist Frühjahr. Dem Kanzler Hohenlohe und dem Staatssekretär Marschall ist nicht gelungen, die Bewilligung der beiden Kreuzer durchzusetzen, die vom Reichstag verlangt worden sind. Am sechsundzwanzigsten Juni wird in Kiel (an Bord der „Hohenzollern“; auf den selben Planken, wo er zwölf Jahre danach, am selben Kalendertag, verabschiedet wurde) der Botschafter Bernhard von Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt und der Aufgabe verpflichtet, Deutschlands „Weltpolitik“ vorzubereiten. Im Herbst werden in Shantung zwei deutsche katholische Missionare gemordet. Da die chinesische Regirung die vom Vertreter des Deutschen Reiches geforderte Genugthuung nicht geben kann (oder will), besetzt am fünfzehnten November Admiral von Diederichs die Forts von Kiautschau mit deutschen Marinetruppen. Der letzte Adventsonntag bringt in die Stille des germanischen Julfriedens und der selig-fröhlichen Weihnachtstimmung die Kunde, daß Prinz Heinrich von Preußen mit einer Division nach Ostasien gehe, um in der gelben Welt etwa sich regenden Widerstand zu brechen. Am sechzehnten Dezember 1897 nimmt der Kaiser in Kiel von dem Bruder Abschied und spricht: „Sollte je irgendwer unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder uns schädigen zu wollen, dann fahre drein mit gepanzerter

Faust und, so Gott will, flicht Dir den Lorber um Deine junge Stirn, den Niemand im ganzen Deutschen Reich Dir neiden wird." Prinz Heinrich antwortet: „Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorber, mich zieht nur Eins: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Ausland zu künden, zu predigen Jedem, der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen. Dies will ich auf meine Fahne geschrieben haben und will es schreiben, wohin ich immer gehe." Die gepanzerte Faust hebt sich nicht zum Schlag. Am sechsten März 1898 wird der Vertrag unterzeichnet, der die geforderte Landstrecke dem Deutschen Reich auf neunundneunzig Jahre verpachtet. Schnell wird aufs Holzpapier Oeffentlicher Meinung ein ungeheurer Erfolg gebucht. Hat der Prinz nicht, nach langem Mühen, einen Bruch des geheiligten chinesischen Hofceremoniales durchgesetzt und ein Neidempfinden geweckt, das allen Fremden ringsum die Wange ins Asiatische gilbt? Nach seiner Rückkehr hört Alldeutschland, er habe „eine große, gewaltige Aufgabe gelöst". Liest aber auch in mancher Zeitung, deren Leiter im Taumel einer Aufschwungszeit winzige Reisstauden in den Himmel wachsen sieht, der Werth des neuen Besitzes sei „unendlich höher" als unserer „afrikanischen Wüsten". La curée! Sputet Euch: sonst ist die Beute vertheilt, ehe Ihr auf dem Jagdplatz angelangt seid. Auch draußen fürchtet mans; drum greift England, greift Rußland zu: und aus Chinas Boden brodelt die alte Mär auf, die Untüchtigkeit der Mandschudynastie werde das Reich zerstücken. Das steht, dreißig Monate nach der kieler Botschaft, in rothen Flammen. Der Deutsche Gesandte ist in Peking getötet, das Blut deutscher Soldaten vergossen worden und allen Europäern droht ringsum Lebensgefahr. Neue Truppen werden hinausgesandt, um, nach Wilhelms Wort, „exemplarische Rache zu üben". Fünfzehntausend Mann. Für Alles ist, für Khakikleider und Tropenhelme, vorgesorgt, aus Berlin sogar der Kinetograph nach Wilhelmshaven geschafft worden, auf daß er die Abschiedsparaden und die Einschiffung der Rächerschaar für eine Ewigkeit im Bild festhalte. Gewaltige Worte dröhnen in unser Ohr. „Ein historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet", ist gekommen. „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und

ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf." So spricht Wilhelm; ruft in schön klingendem Zorn, er werde „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat", und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren". China soll „zu Boden geschmettert werden, bis es auf den Knien um Gnade fleht". Den zur Abfahrt gerüsteten Truppen befiehlt der Kriegsherr, drüben keinen Pardon zu geben, keine Gefangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach dem Beispiel Attilas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend Jahre lang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und diesem Befehl läßt er die Hoffnung folgen: „Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Eurem Fahneneid!" „So lange Moses seine betenden Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek. Wir wollen nicht nur Bataillone von Kriegern mobil machen, sondern auch eine heilige Streitmacht von Betern. Unsere ins Feld ziehenden Brüder sollen der starke Arm sein, der die Meuchelmörder bestraft; sie sollen die gepanzerte Faust sein, die in das wüste Treiben hineinfährt; sie sollen mit dem Schwert in der Hand für unsere heiligsten Güter eintreten. Der alte Gott lebt noch. Der große Alliirte regirt noch, der Sünde und Frevelthat nicht triumphiren läßt, sondern seine heilige Sache wider ein unheiliges Volk führen wird. Wir glauben an die heilige Macht der Fürbitte. Was die Gebete eines Moses vollbracht, sollten nicht auch unsere Gebete vermögen? Gott hat keine Silbe von seinen Verheißungen zurückgenommen. Treue Gebete können noch heute die Drachenbanner in den Staub werfen und die Kreuzesbanner auf die Mauer pflanzen." Aber „einer Auftheilung des weiten chinesischen Reiches werde ich mich mit der größten Entschiedenheit widersetzen. Der Chinese ist nun einmal an eine centrale Regirung gewöhnt und das bisherige Kaiserreich bietet uns und unserem Handel den günstigsten Zustand." Vier Jahre zuvor hat der Kaiser ein Bild veröffentlicht, das die Großmächte als gepanzerte, vom Erzengel deutscher Nation zum Kampf „wider Buddha und die gelbe Rasse" aufgerufene Frauen zeigte. Jetzt spricht in Bremerhaven der höchste Vertreter des Deutschen Reiches: „Ich beabsichtige, durch meine

Zeichnung ,Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter', da sich die Worte zu leicht verwischen, der Welt einen Fingerzeig zu geben; aber meine Warnungen blieben unbeachtet." Sie werden wiederholt; die gelben Völker als Europens schlimmste Feinde vors erschreckte Auge gestellt. Kalt soll, nach langen Jahrhunderten, nun die Rache für alle Mongolengräuel geschlürft, der Kampf der für ihre heiligsten Güter fechtenden Europäervölker wider die gelbe Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da China zitternd im Staub liegt und im Diskant der Entmannten nach Barmherzigkeit winselt und Frieden erfleht, Frieden um jeden Preis. Weithin hallt die Verheißung. Und der Erdkreis horcht auf.

An den Wänden chinesischer Tempel, Paläste und Bürgerhäuser sind, heute noch, Sittenregeln aus uralter Zeit zu lesen. An den letzten Hia-Kaiser wird da erinnert, der von seinem Ersten Minister gestürzt wurde, nachdem er sich laut gerühmt hatte: „So lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich fürchte nichts; denn meine Macht ist unbeschränkt. Ich werde jeden Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Empörung wagen." Und die Folger ins höchste Amt werden feierlich gewarnt. „Beginnet, Ihr Herrscher, nie, was Ihr später vielleicht, in Reue, nicht begonnen haben möchtet." „Mischet Euch nicht in allzu viele Angelegenheiten: denn nicht alle könnet Ihr übersehen und jedes neue Geschäft bringt dem Unternehmer auch neue Sorge." In einem Börsenbericht vom siebenzehnten Julitag des Jahres 1900 aber konnte der Deutsche lesen: „Die Stimmung schwächte sich nicht ab, weil das Ereigniß schon in den Kursen escomptirt worden war. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der Krieg den Kohlenverbrauch steigern werde. Ferner müsse man für die ungeheure Menge des zerstörten und noch zu zerstörenden Materials Ersatz schaffen. Vielfach, besonders in den Hüttenrevieren, ist die Stimmung besser geworden; man glaubt allgemein, daß die chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen." Kriegsgeschäft: davon hat der Hia-Kaiser noch nichts geahnt.

Die Wirkung bleibt hinter dem Hoffen zurück; denn China entschlüpft der schlimmsten Gefahr und bald drückt manche Schaar der zum Kreuzzug vereinten Völker sich seitwärts in die Büsche, an deren Zweigen ihr eine Profitmöglichkeit sproßt. Als in Pet-

schili dem deutschen Generalissimus die fünfte Woche der Oberbefehlsherrlichkeit sich zum Ende neigt, wird schon über den Friedensschluß verhandelt. Am siebenten September 1901 in Peking das „Verständigungprotokol" unterzeichnet. Drei Tage zuvor hat im potsdamer Neuen Palais der neunzehnjährige Prinz Tschun vor dem Kaiser gestanden. Nicht gekniet; auch nicht um Verzeihung gebeten, sondern nur „das aufrichtige Bedauern seines allergnädigsten Herrn ausgedrückt, der den unseligen Wirren zwar ganz fern stand, aber nach dem seit Jahrtausenden im Kaiserhaus vererbten Brauch die Schuld auf seine geheiligte Person genommen hat." Sühneprinz: so ward der Knabe Tschun von der rothen Presse getauft. In Peking haben die Truppen vor ihm in Parade gestanden und das Gewehr präsentirt. Dann gings, nach feierlicher Verabschiedung, mit einer Ehreneskorte nach Tientsin und Shangai, wo im Deutschen Generalkonsulat eine Galatafel des Kömmlings harrte; und als die Anker gelichtet waren, hatte ein preußischer General den Ehrendienst, ein preußischer Lieutenant das Amt des Reisemarschalls zu versehen. Zwei andere deutsche Offiziere reisen dem Mandschu bis nach Basel entgegen. Da stockt der Zug. Der Tatarenknabe soll im potsdamer Muschelsaal „Kotau machen", dreimal mit der Stirn den Boden berühren und neunmal das Haupt bis zur Erde beugen? Soll sein Bußsprüchlein erst aufsagen, wenn der Scharlachstift des Chinesenkaisers dem Verständigungprotokol Rechtskraft gegeben hat, und im Namen des Boghdo-Khans dann demüthig um Verzeihung flehen? Nein. Aus Basel bringt ein eisiger Augustmorgen die Botschaft: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Thut nichts. Des Sühneprinzen Kaiserliche Hoheit darf in den Sonderzug klettern. Wird in Potsdam vom Stadtkommandanten empfangen und in vierspänniger Galakutsche an die Rampe des Orangeriepalastes befördert, dessen Prunkgemächer sich dem hohen Gast aufthun. Als er das Bedauern gestammelt und ein auf gelbe Seide gepinseltes, in gelbe Seide gebundenes Schreiben aus dem Kabinet des Himmelssohnes überreicht hat, darf er auf Filzschuhen die Front einer Ehrencompagnie abschreiten und als seinen Gast in der Orangerie den Kaiser begrüßen; wird der Kaiserin vorgestellt, zu einem Gefechtsexerziren, einer Dampferfahrt, einem Kaisermanöver eingeladen. So endet die Bußfahrt; über die ganz Europa sich nicht

wenig gewundert und der Fürst Bülow spät den Epilog gesprochen hat: „Ich denke, wir haben an einem Sühneprinzen gerade genug gehabt.“ China? Dem gemordeten Freiherrn von Ketteler wird ein Denkmal gesetzt. Zwei Prinzen werden verbannt (und freuen sich, bis ihnen beliebt, zurückzukehren, an der Reichsperipherie ihres Lebens), sechs Mandarinen zum Tod verurtheilt, fünf Tote im Grab rehabilitirt, drei degradirt. Den Fremden wird in Peking ein besonderes Stadtviertel angewiesen und jede Gesandtschaft darf sich fortan eine Wache halten. Den Großmächten, deren Rächerzug es doch frevelnd heraufbeschwor, muß China, bis ins Jahr 1940, vierundeinhalbhundert Millionen Taels zahlen (die ihm der Erdwesten borgt); und darf zu diesem Zweck seine Seezölle erhöhen (einen stattlichen Theil der Entschädigungsumme also auf die europäischen und amerikanischen Händler abwälzen, die über See Waaren einführen). Das ist der Ertrag des Kreuzzuges. Weder wurde dem Christenglauben ein breiterer Weg ins Reich der Mitte gebahnt noch der Chinesen Ehrfurcht vor Europas Kultur vertieft noch gar die Einheit großmächtiger Menschheitinteressen bewiesen. Fruchtloses Mühen. Der Drache lebt, sein Banner sank nicht in den Staub und noch gebieten im Weltosten der Budha, die Weisen Kong-Fu-Tse und Lao-Tse den Seelen. Doch Graf Waldersee, der Generalissimus, dem die Stadt Hannover den Einzug des Triumphators bereitet, ruft durchs Reich: „Andere Namen sind verblaßt; der deutsche Name ist hochgegangen. Die Segnungen der einjährigen Expedition, auf die Deutschlands Jugend mit Stolz blicken darf, wird unser Vaterland und unsere Kirche bald empfinden.“ Vaterland und Kirche. Geschäft und Glaube.

Fast vier Lustren ists her, seit der Handel begann. Noch hat die Segnung sich nicht offenbart. Ostasien ist nie wieder in rechte Ruhe gekommen und Chinas Leib in jedem Jahrfünft mehr geschrumpft. Korea, Mandschurei, Mongolei sind ihm verloren. Log die Weissagung, die kündete, die Mandschudynastie werde, in Trägheit und Selbstsucht, das Reich zerstücken? Leise streut Sunyatsen, ein amerikanisirter Chinese, Journalist und Doktor gar, seinen Samen ins gelockerte Land. Unter der sichtbaren Erdschicht entsteht die „Politische Gesellschaft der Retter“. Sie unterhöhlt den Drachenthron, zertrümmert ihn, verbannt den Kaiser, die Prinzen, nimmt den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere

Gunstzeichen, holt die gelben Drachenbanner nieder und hißt eine rothe Empörerflagge, schneidet Beamten und Bürgern den Zopf ab und mummt Alles, Reich und Arm, Alt und Jung, ins Gleichheitkleid freier Republikaner. „Uns und unserem Handel bietet das Kaiserreich den günstigsten Zustand“: hat Wilhelm an einem Augusttag des Jahres 1900 gesagt. Dieses Kaiserreich ist nicht mehr. Unermüdlicher Eifer hat die Deutschen als die ersten Störer der Chinesenruhe verdächtigt. „Mit Kiautschau fing es an. Ohne die erzwungene Pachtung wäre Rußland nicht, trotz Lis Warnung, bis an die Straße von Tschili vorgedrungen, Japan nicht so schnell erstarkt, Chinas Besitz nicht um ungeheure Strecken geschmälert und mit Kriegsschuld belastet worden. Deutschland ist aller Gelben grimmigster Feind.“ Deutschland wird heimlich gehaßt und der neue Mitregent Morrison erleichtert deutschen Händlern das Leben nicht. Manche große Entscheidung, wispert er, „ist inzwischen ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser gefallen.“ Ihre heiligsten Güter glauben Europas Völker dadurch zu wahren, daß sie, in hastigem Wettbewerb mit Nordamerika, den Chinesen Geld anbieten, viel mehr, als die verschmitzten Republikaner der Erdmitte haben wollen. Wir möchten das Pumpgeschäft mitmachen; meiden jede Erinnerung an das Bild und die Reden der Kreuzzugszeit. Und Prinz Heinrich von Preußen soll, an Mutsuhitos Gruft den Bruder, den Kaiser zu vertreten, nach Japan gehen.

Das hatte sich zehn Jahre zuvor den Briten verbündet; hatte, mit ihrem Geld, als ihr Schwert, die Russen geschlagen und im Frieden von Portsmouth endlich Kwantung mit Port Arthur und Dalnij, das Hoheitrecht auf Korea, die Südhälfte von Sachalin erlangt. Daß es in den Rang asiatischer Vormacht streben und in der ersten Nothstunde des Deutschen Reiches nach Kiautschau greifen werde, war vorauszusehen. Blinde Russenfeinde jauchzten; und ich wurde gescholten, weil ich hier gesagt hatte, Japans Sieg sei Englands, das um Indien und Persien fürs Erste nun nicht mehr zu bangen brauche, die durch Niederlage und Reichswirrniß geschwächten Russen an sich ködern, von Asien nach Europa zurück locken und im Südost unseres Erdtheiles die Verslawung, den Deich gegen Germaniens Einfluß, vorbereiten könne. „Der Triumph Gelber über Weiße muß, um jeden Preis, gehindert, den hundertsiebenzig Millionen Russen die Dehnung nach Ost-

asien, die eisfreie Pforte ins Weltmeer gesichert werden. Helfen wir ihnen an dieses Ziel, dann vollenden wir das auf dem Berliner Kongreß schmerzhaft begonnene Werk, lehren das Zarenreich erkennen, daß ihm das Gelbe Meer wichtiger als das Schwarze ist, und nöthigen das durch solche Nachbarschaft gefährdete England, sich mit uns zu verständigen." So mußte das Hirn des deutschen Staatsmannes sprechen, der von Bismarck gelernt hatte, mit welcher Sorgenlast auch der glückliche Krieg gegen eine Koalition das Deutsche Reich bebürden müßte, und dem Moltkes Warnwort nicht ins Leere vertönt war. Noch im Mai 1890 hatte der Generalstabschef dem Reichstag, der Caprivis Wehrvorlage berieth, zugerufen: „Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer, sein Ende nicht abzusehen. Die größten Mächte Europas werden, gerüstet wie nie zuvor, gegen einander in den Kampf treten. Keine von ihnen kann in einem Krieg oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuen. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden. Weh Dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!" Der west-östliche Dreibund gegen Deutschland wäre nicht Ereigniß geworden, wenn Rußland sich an den Wasserstraßen von Tschili, Korea, Lapérouse zu halten vermocht hätte. Dann hätte auch Japan sich nicht erdreistet, China als sein Mündel zu behandeln. Das blieb während des mandschurischen Krieges neutral; seine Petschili-Armee, die General Ma, auf den Befehl des Vicekönigs Yuan-Shi-Kai, in Kriegsstärke zusammenzog, versuchte nirgends Eingriff in den Kampf. Der französische Gesandtschaftsekretär Berthelot, der ein Jahr lang in China geweilt hatte, sagte damals: „Der Chinese hat stets mit Verachtung auf den Japaner herabgeschaut, liebt ihn auch heute nicht, rechnet aber mit dem Machtzuwachs des Inselreiches. In japanische Vormundschaft würde er sich nicht bequemen. Wünscht auch durchaus nicht, daß seine Heimath dem Nachbarmuster, der Modernisirung, Europäisirung, nachstrebe. China will und wird bleiben, wie es ist. Einen Staatsmann, der selbstherrisch regiren könnte, hat es nicht mehr, seit Li-

Hung-Tschang starb. Aufstand kann nur wirksam werden, wenn ihn die Centralregirung begünstigt. Der sind die Statthalter (Vicekönige), die in ihren Provinzen allmächtig scheinen, in stummen Knechtsgehorsam verpflichtet; sie werden nach pekinger Willkür versetzt oder weggejagt. Der Statthalter, der, wie Yuan-Shi-Kai, zugleich Heerführer ist, wird etwas behutsamer als ein anderer angefaßt. Ungehorsam würde aber auch Yuan-Shi-Kai nicht wagen. Der ist obendrein ein Genüßling, verlebt, lässig, blasirt, ohne Widerstandskraft." Jeder dieser Diplomatensätze ward seitdem als falsch erwiesen. Der Zopf wurde abgeschnitten, der Thron zertrümmert, die Herrscherfamilie verbannt, die Staatsform westlicher Republiken angenommen, auf weiten Gebieten den Japanern ein Vormundsrecht zuerkannt. Und jetzt kann Präsident Yuan-Shi-Kai, wanns ihm beliebt, Kaiser sein, einer neuen Dynastie Ahn werden, Sohn des Himmels heißen. Der ist wohl aus festerem Stoff als der verschmitzte Li. Vielleicht weckt er China, das in sechs Jahrzehnten von der rauhsten Störung sich nur für Minuten aus dem Schlaf schrecken ließ. Vielleicht plant er, der zu alt ist, um den Bonaparte zu spielen, gegen Japan ein Bündniß mit den Vereinigten Staaten und Rußland. Bisher hat Ostasien die Zeit des Europäerkrieges klug genützt. Wenn unser Auge sich wieder der Erdmitte zuwenden darf, muß Hauptpflicht sein, aus dem Gedächtniß der Gelben Alles zu tilgen, was ihnen, was uns Vorurtheil schuf. Nicht bekehren will Deutschland; Verkehr wird es brauchen.

Saloniki.

Die Kunde von den Schlappen und Rückzügen in Makedonien könnte die Franzosen an die dunklen Tage des ersten Zuges nach Peking erinnern; könnte sie, nach dem Rückblick auf 1860, 1900, 1915, auch zu nützlichem Vergleich deutscher mit französischer Feldzugsvorbereitung anregen. Wieder hadern Generale und Diplomaten; wieder fehlt den Bundesgenossen die Eintracht. Herr Hervé hat dem Volksempfinden die Zunge gelöst. „Alle Zeitvertrödelung kommt wahrscheinlich daher, daß es so schwer ist, Englands Regirung und Generalstab zu überzeugen, wie unsinnig es wäre, die Serben aufzugeben und Saloniki zu räumen. Was der Griechenkönig dem Vertreter der ‚Times‘ gesagt hat, müßte unsere englischen Freunde, die ja anständige Kerle sind, doch ahnen lehren,

daß ein großer Theil der Verantwortlichkeit für Konstantins Haltung ihnen zufällt. Was sagt der Mann? Die Verbündeten sollen nicht länger Winkelzüge und Ausflucht versuchen, sondern endlich aussprechen, was nach ihrem Willen in Saloniki geschehen soll. Kriechen wir mal für einen Augenblick in seine Haut. Er weiß, daß die englische Presse täglich die Zurückziehung der Truppen aus Saloniki predigt und daß in Frankreich ein Mann, der Ministerpräsident war, als Zeitungschreiber und Demolirungunternehmer einen großen Ruf hat und dem die Unklugheit des Senates den Vorsitz im Heeresausschuß überließ, Herr Clemenceau, in alle Winde schreit, weil die Deutschen in Noyon seien, müsse man sie auch nach Saloniki gehen lassen. Der Jammer-Konstantin hörts von Weitem, hält das Gerede für Ereigniß und glaubt nun, wir seien bereit, uns auf dem Balkan dünn zu machen. Und weil er, unter solchen Umständen, sich mit den Bulgaren nicht ganz verzanken will, wartet er ab, lavirt hin und her, wählt Umwege. Kitchener, der als Psychologe wohl nicht so stark wie als Kolonialverwalter ist, hat in Athen dem König vielleicht gesagt, er werde die Räumung Salonikis empfehlen. Wer, englische Freunde, ist schuld, wenns am athener Hof in die Unterhosen ging? Ich fürchte, die englische Regirung ist noch nicht klar genug darüber, daß wir Franzosen diesen gräßlichen Krieg rasch enden möchten. Trotzdem das Gemetzel uns ekelt, werden wir bis ans Ende, also bis in endgiltigen Sieg, aushalten; aber wir leugnen nicht, daß Eile uns nöthig dünkt. Weichen wir vom Balkan zurück, dann hat Deutschland die Möglichkeit, den Krieg noch um ein Jahr zu verlängern. Unsere Freunde in England müßten ernstlicher bedenken, daß fünf bis sechs Millionen Franzosen seit achtzehn Monaten mobil sind. Wir haben das Recht, zu fordern, daß man uns so übermenschliche Anstrengung nicht länger aufzwinge, als unbedingt nothwendig ist. Nun muß ein Mensch von Dutzendverstand doch einsehen, daß wir, wenn wir die Serben aufgeben und Saloniki räumen, den Deutschen den geraden Weg in die Asiatische Türkei öffnen, aus der sie Menschen und Nährmittel für Monate beziehen können. Unsere englischen Freunde machen noch einen Fehler: sie vergessen, daß unsere Empfindensart anders als ihre ist. Wir, denen Ehrgefühl mehr gilt als Sucht nach Vortheil, sind unfähig, auch nur für eine Minute uns in den Gedanken einzu-

fühlen, wir könnten die Serben, deren Rettung uns möglich ist, im Stich lassen. Vielleicht ists Eselei; aber so sind wir, in Frankreich und in Italien, nun einmal. Man muß uns nehmen, wie wir sind. Wer uns zumuthet, die Serben so zu behandeln, wie Griechenland sie behandelt hat, Der bricht uns Arme und Beine und kürzt das Vertrauen in die Gerechtigkeit unserer Sache um fünfzig Prozent. Und, offen heraus gesagt: die Leitung des Landkrieges könnten die englischen Freunde immerhin uns überlassen. Jedes Volk hat sein Eigenwesen, seine besondere Geschicklichkeit. Wir Franzosen wären durchaus zufrieden, wenn in einem Kriegsrath verbündeter Admirale der Engländer das entscheidende Wort spräche. Für den großen Festlandskrieg war England, mit einem nur in den Kolonien geschulten Offiziercorps, mit einem Heer, dessen Truppenstämme kaum dehnbar sind, sehr schlecht vorbereitet. Da könnte es sich ruhig auf unseren Generalstab verlassen. Der ist nicht vollkommen, aber der Generalstab eines der größten europäischen Kriegervölker, eines Volkes, in dem das Temperament, der Instinkt, die Gewohnheit der zu großem Europäerkrieg Tauglichen lebt. Der Wortstreit über die Balkansache hat jedenfalls schon zu lange gewährt. In der nächsten Stunde kann dem Heer Sarrails der Rückzug nach Saloniki abgeschnitten werden. Will England, weil es von der Sorge um die Vertheidigung Egyptens besessen ist, sich dem Mehrheitbeschluß der Verbündeten nicht fügen, dann müssen Italien, Rußland, Frankreich die Rettung der Serben auf sich nehmen. Freilich: ein rechtes Elend wärs, wenn England in so ernster Stunde von uns abböge. Können wir aber nicht zu Vieren den Serben helfen, dann muß es zu Dreien geschehen; und gehts gar nicht anders, dann machen wirs allein, wir Franzosen: denn wir sind entschlossen, Serbien und Saloniki noch mit dem letzten Athem zu vertheidigen." Wäre Britania noch so in Frankreichs Gunst wie vor sechs Monaten: der pfiffige Genosse Hervé hätte nicht so scharfe Worte in Watte gewickelt. England mitschuldig („en grande partie") an der Wendung des Hellenenkönigs, ohne Verständniß für Frankreichs Leistung, die Menschenkraft überragt, für die Nothwendigkeit europäischen Landkrieges, für den Pulsschlag des Ehrgefühles, schlecht, noch heute, gerüstet und von Selbstsucht bestimmt: die englischen Freunde werden dieses Zeugnisses unter dem Mistelzweig nicht gern gedenken. So, ungefähr,

sprach Cousin-Montauban von Grant; und die zwei Generale hatten gegen ein zuchtlos schwaches Chinesenheer zu kämpfen, nicht gegen Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Bulgaren, Türken mit niemals erschauter Geschützmacht. Wohin schwand die einträchtige Gemeinschaft, die sich an der Hoffnung wärmte, solchen Feindes Vordrang zu hemmen? Am vierzehnten Oktober hat Ministerpräsident Viviani den Abgeordneten und Senatoren der Republik zugerufen: „Nach ernster Wägung der Schwierigkeit sind Frankreich und England, sammt ihren Bundesgenossen, in völliger Eintracht entschlossen, die von Serbien erbetene Hilfe zu gewähren und Serben, Griechen, Rumänen zu Nutzen, dem Bukarester Vertrag, dessen Bürgen wir sind, die Rechtskraft zu wahren. Englands und Frankreichs Regirungen haben sich über den Umfang der Streitkräfte, den das Gutachten der Heeresleiter bestimmt hat, geeinigt. Rußland will an ihrer Seite sein: morgen werden seine Truppen neben unseren für das Serbenvolk fechten. Nie war die Eintracht der Verbündeten inniger, nie das Vertrauen auf gemeinsamen Sieg fester. Und wir sind zu dem Glauben berechtigt, daß auch Italien dem Helferwerk nicht fern bleiben wird." Weder Rußland noch Italien hat Mannschaft geschickt. Die sechzigtausend Franzosen Sarrails und die winzige Britenschaar sind von der Uebermacht auf Griechenlands Boden zurückgedrängt worden. Die Serben haben vergebens, Wochen lang, hungernd und blutend auf Hilfe, auf die Erfüllung feierlichen Gelübdes geharrt. Und am achten Dezember, fünfundvierzig Tage nach Vivianis Rede, stöhnt Herr Hervé laut, Englands Zaudern, Englands mitleidlose Selbstsucht habe Alles verdorben. Frankreichs zweite Enttäuschung.

Ein Brief.

„Gestatten Sie mir einige Randbemerkungen zu Ihren Aufsätzen. Sie erwähnen den Bericht des Fräuleins Sturzenegger über die Art, wie die Serben die von ihnen gefangenen Oesterreicher behandelten. Die Schweizerin gab noch einen Nachtrag, den ich hier folgen lasse. ‚Verschiedene Tagesblätter citiren in letzter Zeit Beispiele von argen Mißhandlungen, die österreichische Gefangene in Serbien erlitten haben sollen. Die Unterzeichnete ist im Fall, hierüber einige Aufklärungen geben zu können. Mit Sondererlaß wird jedem serbischen Krieger ans Herz gelegt, gegen

jeden Gefangenen gut zu sein; denn sobald der Feind sich als Gefangenen übergiebt, hört er auf, Feind zu sein, und muß als Bruder behandelt werden; so heißt es wörtlich in der Vorschrift; und daß der Serbe jedem militärischen Gesetz gehorcht, hat er bewiesen. Wie der Staat selbst die Gefangenen behandelt hat, habe ich in meinem Buch ‚Serbien' gezeigt. Noch zu einigen Einzelheiten, mit denen man Serbien wieder belastet. Die Verwundeten und Gefangenen, sagt man, mußten auf Stroh liegen. Viele unserer Soldaten liegen auch auf Stroh und sind nicht Gefangene. Das ist Kriegsbrauch: im Felde hat man auch keine Sofas. Daß die so genannten Ställe nicht Ställe waren, sondern geschützte, nicht offene, sondern gedeckte, heizbare Gebäude, kann ich beweisen. Wenn während der Flecktyphus-Epidemie Kranke nicht nur neben, sondern sogar auf einander lagen, so waren daran nicht die Serben schuld, sondern die Oesterreicher selbst: das Wärterpersonal, das nicht besser Ordnung hielt. Alle Aerzte, alle Wärter, das gesammte Sanitätpersonal waren Oesterreicher. Als ich nach einem Besuch der Gefangenenlager in Nisch, in der Flecktyphuszeit, sah, daß Manches fehle, wurde sofort, auf meinen Bericht hin, für Abhilfe gesorgt; und es waren die Serben, die halfen; ein Beitrag von Oesterreich kam erst später; aber was waren 6000 Kronen für 56 000 Mann! Die Nahrung habe nur aus Brot und Wasser bestanden, heißt es weiter. Auch diese Anschuldigung kann entkräftet werden. Ferner: Wenn eine Wunde eiterte, wurde sofort rücksichtlos amputirt. Antwort: Kein serbischer Arzt amputirt ohne Einwilligung des Patienten. Das wird jeder schweizer Arzt, der in Serbien weilte, bezeugen. C. Sturzenegger.' Warum bringen andere Zeitschriften oder Zeitungen nicht solche Berichte Neutraler? Anstand und Klugheit gebieten, auch im Urtheil über den Feind und dessen Handeln Gerechtigkeit walten zu lassen.

Mit Recht tadeln Sie, daß in einer Generalversammlung ein Aktionär von den Bürgern eines fremden, neutralen Staates als von Lumpenpack reden durfte, ohne von dem Vorsitzenden getadelt zu werden; und nennen Dies Schande und Schritt in Rebarbarisirung. Besser hat sich der Vorsitzende einer englischen Gesellschaft benommen. Die Gesellschaft stand bis zum Ausbruch des Krieges in enger Interessengemeinschaft mit einer deutschen Gesellschaft. Sie glaubte, das Verhältniß lösen zu sollen. Man kam zu

einer Uebereinkunft, die beiden Gesellschaften gerecht zu werden suchte. In der abschließenden Generalversammlung der englischen Gesellschaft fragte ein Aktionär, ob die Verwaltung sich auch ernstlich gesichert habe; in der ganzen civilisirten Welt habe ja jedes von Deutschen unterschriebene Abkommen die Geltung verloren und sei nur noch ‚einem Fetzen Papier' gleich zu achten. Der Vorsitzende antwortete, zwar sei für ausreichende Bürgschaft gesorgt, doch liege kein Grund vor, zu bezweifeln, daß die Abwickelung eben so anständig und redlich sein werde, wie der gesammte Geschäftsverkehr auch von der deutschen Seite aus bisher war.

In einer englischen Zeitschrift fand ich das Bild des deutschen Fliegerunteroffiziers, der den von unseren Feinden vergötterten Flieger Pégoud, dem einst auch die Berliner zugejubelt haben, im Luftkampf überwunden und getötet hat. Ehrung des Muthes?

Sie verurtheilen die gewollte Blindheit vor der Menschheitleistung anderer Völker. Mit Freude werden Sie aber gelesen haben, wie der Rektor der größten deutschen Universität darüber denkt. Professor Ulrich von Wilamowitz hat sich bei der Rektoratsfeier in Berlin am fünfzehnten Oktober dieses Jahres in wohlgeformter Rede darüber ausgesprochen und versucht, seine Auffassung der studirenden deutschen Jugend einzuprägen. Warum haben so wenige deutsche Zeitungen diese goldenen Worte verbreitet?

Dr. Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamtes, ist in den ersten Monaten dieses Jahres vom König von Bayern vom Lieutenant zum Major befördert (oder, wie der Amtsstil sagt, charakterisirt) worden. Unter dem alten Kaiser Wilhelm ists nicht so schnell gegangen. Ein bekannter preußischer Minister mußte sich damit begnügen, zum Secondlieutenant ernannt zu werden. Vielleicht glaubt Herr Helfferich sich durch den Stabsoffizierrang verpflichtet, nach der Weise der Tagesberichte seine Gesetzesvorschläge vorzubringen. Daher vielleicht die von ihm gewünschte ‚ausgiebige' Besteuerung der Kriegsgewinne. Vielleicht hören wir bald, daß sie mit einer ausgiebigen Steuer ‚belegt', daß Gesetzentwürfe von Erwägungen sozialethischer Natur ‚gesäubert' und Lebensmittelwuchernester ‚ausgehoben' wurden. Der Herr Major schreckt vor Unterscheidung der Kriegsgewinne zurück. Das scheint mir sehr ungerecht. Ein Beispiel zu tausend anderen. Haben Intelligenz und Fleiß der Leiter und Arbeiter, nicht ohne Gefährdung

ihrer Gesundheit, nicht ohne Risiko der Gesellschaft, den Umsatz zu doppeln oder gar zweimal zu doppeln vermocht, ohne daß zwischen Umsatz und Gewinn das Verhältniß wesentlich besser geworden ist: warum sollen sie dafür bestraft (oder, neuzeitig ausgedrückt, ‚mit der Ehrenpflicht des Zahlens belegt‘ werden)? Erwägungen sozialethischer Natur gebieten doch wohl auch, daß eine Steuer gerecht sei. Mancher verhöhnt bei uns die in England geplante ‚Zwangsanleihe auf die Arbeiterlöhne‘. Sie ist drüben von den Vertretern der Gewerkschaften nicht ungünstig aufgenommen worden. Danach leiht die Regirung von den Arbeitern die Hälfte des Mehrverdienstes (also Kriegsgewinnes) gegen fünf Prozent Zinsen. Ich begreife nicht, daß, wer die Sonderbesteuerung der Kriegsgewinne lobt, diese milde Form verurtheilen kann. Daß der Mehrverdienst des Arbeiters versteuert wird, muß Dem billig sein, dem die Besteuerung des Mehrgewinnes der Unternehmer recht ist. Der Schatzsekretär sagte bei der Einbringung der Vorlage, die neuen Werthe, die durch die Ausgaben für Kriegszwecke geschaffen wurden, seien sicherlich nicht geringer als die vom Krieg zerstörten. Der Beweis müßte noch erbracht werden. Wird er erbracht, so könnte man wirthschaftlich nichts Besseres thun als: Krieg führen. Vielleicht wird uns auch noch die Erkenntniß, daß es wirthschaftlich keinen Unterschied macht, ob man tausend Geschosse anfertigt oder mit dem selben Geld eine Werkzeugmaschine oder Lokomotive baut."

Rezept.

Wie Budgetreden von Melodramen und Finanzpolitik von Beifallsucht, so scheiden ernsthafte Menschen auch Vertheilungmängel von Nothstand. Uns wird täglich gesagt (und wir müssen dran glauben), daß dem Volk zulänglicher Nährstoff gesichert sei. Dann sorget aber auch für genügendes Angebot, Excellenzen; oder ladet einen Theil Eurer Arbeitüberlast erfahrenen Kaufleuten an. Wird vom Ausland Fett zu einem Preis angeboten, der den deutschen Höchstsatz übersteigt: um die Armen vor Unterernährung zu schützen, muß das Reich den Schaden tragen. (Daß auch Angebote, die unter dem Höchstpreis blieben, abgelehnt wurden, ist erweislich; solches Versehen darf sich nicht wiederholen.) Auf eine Milliarde mehr oder weniger kommt es nun auch nicht mehr an. Der Krieger muß höheren Sold erhalten; nicht, damit er draußen

einkaufen, sondern, damit er den Nächsten ein paar Mark heimschicken könne. Mit ungeschmälertem Ministergehalt von voller Tafel her Darbende mahnen, „durchzuhalten": billiger Spaß. Fordert, wenns sein muß, morgen neue Steuern. Opferzwang ist nothwendig. Für seine „Stimmung" sorgt das deutsche Volk selbst.

Alles wiederholt sich nur...

„Alle Völker wissen, daß dieser Krieg vom Unterlegenen nicht mit einer Provinz, einem Goldhaufen bezahlt wird; daß er über Macht und Ohnmacht, vielleicht über Sein und Nichtsein entscheidet. Jeder wird kämpfen, bis ihm das letzte Röcheln die Glieder lähmt. Keiner ist ganz schwach, ganz feig, ganz zum Erbarmen. Nicht Einer, wie Unkraut, aus seinem Heimathboden zu jäten. Die Leistung der Wehrmannschaft und ihrer Führer erlaubt uns, ernstlich zu hoffen, daß Frankreich und Rußland besiegt werden. Noch sind sies nicht; noch winkt ihnen manche Möglichkeit, aus der Schicksalswende werden kann. Und welcher Druck zwänge sie zu schnellem Friedensschluß? Wenn Rußland alle Polenbezirke verlöre, wiche es an die Newa, Moskwa, noch weiter zurück und lüde den Ueberwinder nach Jakutsk oder Wladiwostok. Frankreich müßte unser Millionenheer herbergen und nähren, deutsche Verwaltung dulden, auf Rekrutirung verzichten. Sein Gold hat es über den Kanal verfrachtet. Seine Kolonien? Nehmt sie, wenn Ihr hingelangen könnt! Das könnten wir erst nach Englands Entkräftung. Wie wäre sie zu erwirken? Himmelsgunst und Zufall kann helfen. Aufruhr in Indien. Türkeneinbruch in Suez. Feuersbrünste oder Massenstrikes im Vereinigten Königreich. Eine Seeschlacht, die von der Marine nicht so viel übrig läßt, daß mit den Schiffen Japans, Frankreichs und schmächtigerer Freunde etwas einer Großmachtflotte Aehnliches zurechtzuflicken ist. Noch leidet Britania nicht. Pferderennen, Cricket, Fußball: Alles wie sonst; Unbefangene melden, daß Londons Antlitz sich nicht gefurcht hat. Pünktlich kommen und gehen die Schiffe. Der englische Händler bedient einen Theil unserer Kundschaft und brüstet sich in den Wahn, sie morgen ganz einzufangen. Fürs Erste bestimmt er den Waarenpreis und säckelt stattliche Summen ein. Noch braucht er nicht zu darben. Kann sich für eine weitsichtige Ausbeutung Rußlands rüsten. Und sperrt alle Straßen, auf denen unsere Industrie Roh-

stoffe nach Deutschland holen könnte. „Was wird aus Eurer unbesiegbaren Konkurrenz, wenn dem Elektriker Kupfer, in allen Maschinenhallen Schmieröl fehlt? Ich nenne nur Pröbchen aus meiner langen Liste. Ihr seid gewesen!“ Wir wollen sein. Weder auf Himmelsgunst noch auf Zufall harren. Noch sind wir nicht am Ziel. Hinderniß aller Art kann sich vor das Heer thürmen. Von keinem ist es zu hemmen. Daß ihm nichts Erlangbares fehle, sei unsere Sorge. Nicht die einzige. Wir werden mehr nacktes Elend und Siechennoth sehen als sonst in Jahren. Trotz aller Barmherzigkeit und jedes Einzelnen freudigem Helferwillen. Schicket Euch früh deshalb in die schwere Zeit. Schnappet nicht vor jedem Mahl nach neuer Siegesbotschaft; und lasset, wenn sie ausbleibt, erst recht nicht die Köpfe hängen. Bildet Euch nicht ein, wir seien schon, fast schon fertig und dürften uns munter an die Theilung der Erde wagen. Wilna, Warschau, sogar Paris: wunderschön; doch keine Entscheidung. Die ist nur der zähen Haut und dem kühlen Blut der Engländer abzutrotzen. Krieg ist nicht Sport, nicht Mörderei nach bestimmten Waffenspielregeln. Ist Pein und Glück. Krieg ohne Leid, Allen gemeines, würde nie einer Volkheit heilig. Daß unseren Krieg jede Sonne neu heilige, sei jedes deutschen Herzens inbrünstiger Wunsch. Wie kämen wir sonst durch die Düsterniß des Winters, der dräut? Nicht in der Stimmung Eines, der von tadelloser Aufrollung des Feindes schwatzt und sein Gesicht grämlich verkatert, wenn ein tausendmal verhöhntes Corps sich als wehrhaft erweist. Wir müssen hindurch. Nicht Hand in Hand, wie im Zwergenmythos und Kindermärchen, doch neben einander, Jeder Allen verwandt und der Stämmige dem Schwachen ein Stab. Dann nur kann das Ungeheure gelingen. Dann nur sind wir der Kämpfer würdig, die nie ermüden, nie der härtesten, unsäuberlichsten Pflicht sich entziehen. Und die, in Sumpf und Frost noch, uns neidenswerth dünken: weil sie thätig sein dürfen und ins Tagwerk nicht das Sorgenbündel mitschleppen, unter dem wir von der größten Arbeit deutscher Volksgeschichte Ausgeschlossenen früh und spät keuchen.“ Sätze von gestern? Vom neunzehnten September 1914. Was in ihnen ist, könnte ich heute, nach einer Woche ohne politisch erwähnenswerthen Vorgang, nur mit anderem Wortkleid behängen. Wozu? Keiner darf müde werden; Keiner sich, in Uebermuth, dem Menschheitbewußtsein entwurzeln; Aller Zuversicht muß überwintern.

Organisation der Arbeit.

„Die Familie ist wieder der Wipfel über Nothgemeinschaft. Um den in Fährniß ringenden Mann bangt die Frau." (Harden.) Und wenn der Mann als Krüppel oder Kranker heimkommt? Oder nimmer heimkommt? Lasset die Familie, die Kriegerfamilie nicht zu einer Gemeinschaft der Noth herabsinken!

Viele werden, kehrt einmal Friede ein, den Arbeitmarkt umdrängen. Je nach der Weltlage mehr vielleicht, als er aufnehmen kann. Vielleicht aber wird die Nachfrage größer sein als das Angebot. Niemand kanns voraussehen. Nur Dies steht fest: Kriegsinvaliden und Hinterbliebene gefährden den Arbeitmarkt und der Arbeitmarkt gefährdet die Familie, sofern wir nicht vorbeugen, verhüten, daß Witwen und Waisen unserer Helden Fangball von Konjunkturen werden. Denn unzertrennlich ist das Geschick von Mutter und Kind. Mutter und Kind: noch bringt Unehelichkeit sie um jeden Kriegsrentenanspruch. Fällt der Vater, so hört mit Alimenten und Kriegsunterstützung jeder Rechtsanspruch auf. In der Zeit des Geburtenruckganges und angesichts ungeheuren Sterbens. Soll die Familie „Wipfel über Nothgemeinschaft" bleiben, so muß auch der uneheliche Sprößling für ihre Neugründung hochgebracht werden.

Der Rentenbezug der im Krieg Verletzten, heißt es, darf nicht zum Lohndruck führen. Auch die Unternehmer lehnen solche Möglichkeit jetzt ab. Wie steht es mit dem Rentenbezug der Kriegerwitwen? Sein Ausmaß setzt im Entscheidenden Vermögen oder Zuerwerb voraus. Muß es thun, soll es thun, wo nicht besondere Umstände dawider reden. Bekommt aber nicht durch Rentenbezug und Erwerbszwang die minderwerthig-ungeschulte, stets lohndrückende Frauenarbeit einen neuen starken Hinterhalt, gerade da, wo sie besonders unerwünscht ist? Bedrängte kinderreiche Kriegerwitwen schlüpfen in irgendwelche Erwerbswinkel, üben unterirdisch unfaßbaren Druck auf den Kreislauf der Löhne. Hemmen nicht nur des Vollarbeiters Aufstieg, sondern sperren auch der Invaliden-Arbeitfürsorge manche Thore. Daheim verkommen inzwischen die Kleinen. Der Bettelverdienst macht die Renten kaum fetter. Bei niedergehender Geschäftslage Entlassung der Frauen. Nun muß die Armenpflege einspringen. Da, wo einst der gefallene Krieger mit seiner Hände treulichem Mühen eine Heimstätte hielt, lauert jetzt die blasse Noth, die grämliche Verbitterung und vielleicht die Verkommenheit, die sich so gern dem Mangel gesellt.

Zur obersten Obsorge für die im Krieg Verletzten gehört: Möglichste Erhaltung im früheren Beruf. Auch die Kriegerwitwen sind Verwundete. Viele ihrer sah ich zusammenbrechen, seelisch nicht nur, sondern auch körperlich. Sind sie Mütter von Säuglingen oder noch nicht schulpflichtigen Kindern, so ist es nationale Dankespflicht, des Kriegers Weib dem bisher geübten Beruf, der Pflege und Erziehung der Halbwaisen, durch besondere Pflegschaftgelder zu erhalten, sie zunächst nur hierfür zu stärken und zu stützen. Nicht minder ist die Erfüllung solcher Dankespflicht nationales und volkswirthschaftliches Erforderniß. Beide, Mutterberuf und Erwerbsberuf, bleiben dann Ganzheit; sonst schädigt Halbarbeit hier und dort, Familie und Arbeitmarkt, Nation und Volkswirthschaft. Entscheidende Richtlinie sei: den Hinterbliebenen unserer Grenzhüter, unserer Heimathschützer möglichst die vom Vater erwirkte Lebenshaltung zu sichern. Lasset sie nicht eine oder mehrere Stufen sinken. Sonst wird des Sinkens kein Ende sein. Staat, Gemeinde und freie Hilfe müssen hier den Ring der Fürsorge schließen. Müssen in erster Linie verhüten, daß den Halbwaisen, denen der Krieg den Vater raubte, Erwerbszwang nach so schwerem Verlust auch noch die Mutter nimmt.

Neben Pflicht und Erwerbsrecht, Erhaltung der Mütter [illegible] Kriegerhalbwaisen für den Mutterberuf, hebt sich deutlicher als je die Nothwendigkeit: Rüstung für die Doppelkurve des Frauenlebens. In der Straßenbahn reichen uniformirte Kriegerfrauen den Fahrzettel; viele stille, müde Gesichter unter der graugrünen Kappe. Als Fahrstuhlführerin, Autogenschweißerin, im Metall-, Munition-, Leder-, Nahrungmittelgewerbe, in Tischlerei und Brauerei, bis zur Erdarbeit ersetzen Frauen und Mädchen die Männer; die Kriegsnoth hat sie schlecht und recht angepaßt und eingefügt. Ob der Frauenerwerb schön oder häßlich anmuthe, gut oder böse sei: er ist eiserne Nothwendigkeit. Und häßlich und böse wird er nur, weil hier die Organisation bisher versagte, weil Frauenarbeit in weitem Umfang minderwerthiger Nothbehelf, Zufallsfüllsel blieb. Ledige, kinderlose Frauen, Mütter erwachsener Kinder kann angemessene Schulung zu werthvollen Produzentinnen auf ungezählten Gebieten verfeinerter, auch nach dem Geschlecht feiner differenzirter Arbeitorganisation machen.

Der Frauenüberschuß, sinkend seit der Jahrhundertwende, schwillt durch den Kriegsaderlaß. Seine nutzbringende Einordnung wird nöthig, soll er nicht schleichender Krebsschade sein. Der Krieg hats tausendfach erwiesen: Das Weib muß diensttauglich sein, sowohl für die Familie als für den Erwerb, muß fähig sein,

je nach Lebensgestaltung, Alter und Familienstand, Hausberuf und Erwerbsberuf zu tauschen und beim Heranwachsen der Kinder zu vereinen; nur, wenn wirs endlich begreifen, werden wir Qualitätarbeit auf der ganzen Linie auslösen. Nur auf dem Boden doppelseitiger Vorbildung kann die Synthese erblühen: Berufsfreiheit und Berufsgebundenheit durch die Mutterschaft. Alle Ordnung des Frauenerwerbs durch Berufsberathung, Vorbildung, Einstellung, Ausschließung nach Alter, Tauglichkeit und Geschlechtsaufgaben muß einmünden in das Kulturwerk allgemeiner Arbeitorganisation. Ueber deren Wesenheit und Wichtigkeit scheint der Krieg neue Erkenntnisse auszustrahlen.

Nie sah die Welt eine gewaltigere Organisation der Arbeit als im Kriegsjahr 1914/15. Aus der Erde gestampfte Millionen steigern, von Grenze zu Grenze geworfen, die Leistung immerhin beschränkter Zahlen ins Ungemessene. Ein Organisationgebilde von einzigartiger Geschlossenheit und Treffsicherheit weist Millionen die Arbeitstelle, vom Infanteristen der Front bis zum Schipper in West und Ost, Nordfrankreich oder Südpolen. Seine Kriegs- und Siegeskraft in Angriff oder Vertheidigung, Bewegung- oder Stellungskampf, Frontal- oder Flankenstoß beruht auf der bis in die geringste Einzelheit vorgedachten Technik, einer streng gegliederten Tauglichkeit- und Altersdifferenzirung. Nur auf solcher Grundlage konnte die Mobilisirung mit schier unglaublicher, den entlegensten Winkel im Thal und auf Gletscherhöhe, den fernsten Erdtheil erreichender Präzision sich vollziehen. Kann sie systematisch sich erneuen, ergänzen, bis auf den letzten waffenfähigen Landstürmer, bis auf den letzten in Garnison, Etape, daheim oder in Feindesland als Schanzer, Techniker, Radfahrer, Bureaubeamter, Polizist oder Dolmetsch verwendbaren Bürger.

Aufgehoben freilich ist die Wahl. Allgewaltig, allumfassend herrscht der Zwang. Vom Krieg, von diesem Krieg jedoch emporgeadelt zu höchster Willensfreiheit. Es ist der freie Mann, der muß, was er will, will, was er muß: Staatsbürgerthum, in dem der Grenzschutz beschlossen liegt. So athmet diese Zwangsorganisation die lebendige Kraft der zur Nation gebundenen Individualität. Auch das Weib erfaßt sie: willig giebt es den Gatten, Sohn, Bruder; schließt den Kreis der Kriegsarbeit, indem es ihn ehrenamtlich ergänzt.

Eine ähnlich vollendete, nach ihrer Sonderart abgeänderte Massenorganisation: wäre sie nicht denkbar, wie für die Grenzvertheidigung, so für den Innenbau, wie für den Waffendienst, so für den Werkdienst in Landwirthschaft, Industrie, Handel und

Verkehr? Wohl wirken sich hier Interessengegensätze aus. Statt der Uniform unendliche Buntheit, statt der Dienstpflicht Freiheit der Berufswahl und Ausübung. Aber auch im Erwerbsleben ist es „das Gesetz, das frei macht, die Freiheit, die unterjocht". Wirkliche Erwerbsfreiheit ist nur möglich innerhalb der kollektiven Schranken persönlicher Freiheit, die das Gemeinschaftwohl heischt. Längst binden den Arbeitvertrag feste Normen. Doch deren Segnungen zerflattern an der Mindertauglichkeit, die jenseits von allen Bindungen und Abmachungen ihre Schwäche zu Markte trägt. Der Gesetzmäßigkeit organisirter Arbeit gilt es einzuordnen, je nach Tauglichkeit, Geschlecht und Alter, die Gesammtheit der Werkgenossen, die Unfähigen auszuschließen und jenseits vom freien Wettbewerb zu versorgen. Nie ward diese Nothwendigkeit greifbarer als durch den Weltkrieg mit seiner Masseninvalidisirung, den ohne Berather und Ernährer zurückbleibenden, hilflos gewordenen Schaaren jeden Alters. Nie stand eine Zeit vor größeren Aufgaben.

Organisation der Arbeit: unter diesem Begriff schwebt mir vor die von allen Gewerkschaftgruppen geforderte reichsgesetzlich geregelte Arbeitvermittelung durch paritätische Orts-Bezirksarbeitämter; sie gipfeln im Reichsarbeitamt; ihm angegliedert die gesammte Arbeitvermittelung für die im Krieg Verletzten und die Hinterbliebenen; sie muß sich ausweiten zur allgemeinen Invaliden- und Hinterbliebenen-Arbeitfürsorge und Arbeitlosenfürsorge, zur Versorgung und Beschäftigung solcher Halb- und Ganzinvaliden, die dauernd vom freien Wettbewerb ausscheiden. Arbeitfürsorge, in ständiger Wechselbeziehung zur allgemeinen Wohlfahrtpflege und besonders zu einer einheitlich zu gestaltenden Jugendfürsorge.

Ansätze zur Berufsberathung, Vorbildung und Erwerbsbeschaffung für die Kriegsopfer tauchen überall auf. Ohne ihre planvolle Verknüpfung auf dem Boden allgiltiger Arbeitvermittelung muß alle Fürsorge Stückwerk bleiben. Das Problem, das der Weltkrieg löste: Freiheit im Zwang, Einheit in der Vielheit, höchst persönliche Verantwortung und Schlagkraft im Massenschritt der Bataillone, dieses Problem bleibt in sinngemäßer Modifizirung dem Frieden für den Frieden zu lösen.

Das ist das Kriegserbe der zum Krieg tüchtigsten Nation für die Kultur der Zukunft. Helene Simon.



Der frühe Abend an dem Flusse.

Rothes Fieber rann unter dem Wasser hin.
Es trank sich an der Sonne krank,
die groß am End der Welt versank;
und da es lautlos dunkelt, knien
die Schiffe tief sich in die Fluth.
Verworren rauscht der Strom zu Thal,
das aufgefangene Blut wird fahl.
Unsicher hebt den Kopf die Brut
der Nacht. Schaut her, quillt hoch,
umgreift das breite, weiche Feld
des Wassers. Mit den Armen hält
sie beide Ufer. Und ein Joch
spannt schattenschwarz von Rand zu Rand.
Die Schiffe schwimmen wie ein Sarg.
Und Ketten, die der Tag verbarg,
schleifen sich knisternd durch den Sand.
Das Wasser murmelt ein Gebet.
Ein Priester singt aus schwarzem Buch
Vor einem lichten Leichenzug,
der aus der Städte Gassen weht.

Kurd Adler.
(Lyrikerheft der „Aktion".)



Kriegsgewinnsteuer.

Am dritten Juli 1913 ist, zugleich mit dem Gesetz über einen „einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag", das Besitzsteuergesetz in Kraft getreten. Es bildet den Hauptinhalt der Reichsfinanzreform des Jahres 1913 und soll im Jahr 1917 wirksam werden; denn der Vermögenszuwachs, den die Steuer fassen will, wird nach dem Stand vom letzten Dezembertag 1916, verglichen mit dem Ergebniß des selben Tages von 1913, berechnet. Der Zuwachs von beweglichem Vermögen (Erbschaften, Schenkungen, Spekulationgewinn, Lotteriegewinn, Werthsteigerung durch Konjunktur, erspartes Einkommen). Für den Immobilienbesitz galt diese Steuer schon. Steuerfrei ist ein Vermögenszuwachs, der den Betrag von 2000 Mark nicht überschreitet. Die Abgabe ist gestaffelt: sie steigt von 0,5 Prozent des Zuwachses (bis zu 25 000 Mark) auf 1,5 Prozent (bei mehr als 1 Million). Eine Erhöhung tritt ein, wenn das steuerbare Vermögen die Summe von 100 000 Mark übersteigt. Hier reicht die Spannung von 0,1 bis 1 Prozent (bei mehr als 10 Millionen). Das Gesetz trifft nur die Einzelperson, nicht die Erwerbsgesellschaft, „weil", wie es in der Begrün-

dung heißt, „die Höhe des Vermögensbesitzes wohl bei natürlichen, nicht aber bei Juristischen Personen ein hinreichend zuverlässiger Gradmesser ihrer wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit ist.“ Und weiter steht in den Erklärungen zum Gesetz: „In allen Fällen, in denen natürliche Personen als Inhaber von Gesellschaftantheilen Träger der Juristischen Person sind, würde eine Doppelbesteuerung vorliegen, die jedenfalls nur dann erträglich wäre, wenn von dem Vermögen der Nominalwerth der Gesellschaftantheile abgezogen werden dürfte.“ Diese Zuwachssteuer vom Jahr 1913 wird nun durch die Kriegsgewinnsteuer ergänzt, die auch 1917 wirksam werden soll. Milliarden sind aus Verbrauchsgütern Gebrauchsvermögen geworden. Die wirthschaftliche Konjunktur des Krieges ist auf Zeitleistung eingestellt. Rascheste Erzeugung bei möglichst geringer Hemmung durch rechnerische Bedenken. So sind aus den Lieferungen fürs Heer Kriegsgewinne entstanden: und Staatssekretär Dr. Helfferich sagt, es sei Ehrenpflicht, sich mit der Preisgabe eines Theiles dieser Gewinne ans Reich abzufinden.

Bestimmungen über die Höhe der Abgabe und die Art der Erhebung bringt der vorbereitende Entwurf nicht; sie sollen erst im Frühjahr 1916 veröffentlicht werden. Als Kriegsgewinn wird jede in der Kriegszeit entstandene Verbesserung des Einkommens und Vermögens angesehen; an eine Ausnahme zu Gunsten von Ersparnissen aus unverändertem oder verringertem Arbeiteinkommen scheint gedacht zu werden. Man kann sich vorstellen, daß Leute, die weder Pferdedecken und Granaten liefern noch „Deutsche Waffen“ haben, aus ihrem durch Arbeit erworbenen Einkommen Geld zurücklegen, um in Bedrängniß über einen Nothgroschen zu verfügen. Das mag auch da geschehen sein, wo sich die Einnahme verringert hat. Ist dann in der Kriegszeit ein Vermögenszuwachs von 5000 Mark entstanden, den der Besitzer vielleicht in Reichsanleihe angelegt hat, so dürfte ihn zwar die Vermögenszuwachssteuer, doch nicht die Kriegsgewinnsteuer treffen, die auch die Gestaltung des Einkommens zu erwägen hat. Im Wesentlichen unterscheidet sich die zweite Zuwachssteuer von der ersten auch dadurch, daß sie nicht die Juristischen Personen freiläßt. Alle Gesellschaften, die nach Erwerb streben, müssen die neue Steuer zahlen, mögen sie auf Aktien, beschränkte Haftung, Gewerkschaft oder Genossenschaft eingeschworen sein. Und sie sind verpflichtet, fünfzig Prozent der Kriegsgewinne als Sonderrücklage vom Gesammtvermögen abzutrennen und zu verwalten. Diese Beträge sind nicht Reserven im gewöhnlichen Sinn. Als solche würden sie im Betrieb weiterarbeiten; die Steuerrücklage muß davon abgetrennt werden. Wird es in jedem Fall möglich sein, eine immerhin beträchtliche Summe aus dem Geschäft zu ziehen? Manches Unternehmen, das seine Werkstätten vergrößert und für Kriegsarbeit eingerichtet hat, ist auf starken Verbrauch von Betriebskapital angewiesen; wird ihm ein Theil entzogen, so kann die Arbeitfähigkeit darunter leiden. Man darf zwei Dinge nicht übersehen: die Steigerung des Kapitalzinses auf

fünf Prozent und die Schwierigkeit, industrielle Papiere zu schaffen, so lange ein Druck auf der Rentabilität lastet. Wird die Steuerrücklage auch in fünfprozentiger Reichsanleihe angelegt (was ja erkennbaren Nutzen hätte), so fragt sich doch, ob dieser Zinssatz als Ausgleich für den verkürzten Betriebsgewinn genügt.

Wie schwierig die Behandlung industrieller Unternehmen ist, lehrt der Blick auf Abschreibungen und Innere Reserven. Paragraph 3 sagt: „Geschäftsgewinn im Sinn dieses Gesetzes ist der in einem Geschäftsjahr erzielte, nach den gesetzlichen Vorschriften und den Grundsätzen ordnungsmäßiger kaufmännischer Buchführung berechnete Bilanzgewinn. Abschreibungen sind so weit zu berücksichtigen, wie sie einen angemessenen Ausgleich der Werthverminderung darstellen." Die Veranlagungbehörde soll also prüfen, ob Abschreibungen einen „angemessenen Ausgleich" bilden oder zu hoch angenommen und als Stille Reserven, die der Steuer unterliegen, anzusehen sind. Die Möglichkeit, Gewinne zu verstecken, bleibt; aber wenn sie in Friedenszeit manchmal straflos ausgenützt wurde: das Kriegsgesetz droht mit Geldstrafe bis zu 30 000 Mark und Haftung für den Schaden, der dem Fiskus aus der falschen Einschätzung entstand. Die Mitglieder des Vorstandes, persönlich haftenden Gesellschafter, Geschäftsführer tragen die Verantwortung. Der Aufsichtrath bleibt von der Haftung frei. Warum, ist aus den Vorschriften nicht zu ersehen; für die Richtigkeit der Bilanzirung ist er im Allgemeinen mitverantwortlich. Die Geldstrafe droht nur dem zur Sünde Bereiten. Gegen Hinterziehung der Kriegsgewinnsteuer „sind sehr schwere Strafandrohungen in Aussicht genommen". Dann muß aber bei Feststellung eines Verschuldens mit aller Sorgfalt verfahren werden. Der Begriff „angemessen" ist schwankend. Im Frieden schreibt man von Außenständen und Vermögensposten oft viel ab, um Theile der Bilanz auf einen Mindestwerth zu bringen und sie damit aus den späteren Gewinnberechnungen auszuschalten. Manche Gesellschaften haben Werkzeuge, Maschinen, Inventar auf eine Mark heruntergeschrieben. Läßt man solche Gewohnheiten in Friedensbilanzen gelten, so darf man sie in der Kriegsbilanz nicht zu strafbaren Handlungen stempeln. Man bedenke auch, daß Außenstände (nicht nur die vom feindlichen Ausland zu fordernden) im Krieg mehr gefährdet sind als im Frieden. Ein Zwiespalt der Pflichten kann nur vermieden werden, wenn eine feste Bilanzirungregel geschaffen wird. Die Stillen Reserven früherer Jahre sollen von jeder Steuer frei bleiben. Das ist wohl nur als eine Art Generalpardon für die Unternehmen aufzufassen, die ihre Gewinne mit besonderer Vorsicht gespeichert haben und die das neue Gesetz zur Entschleierung früherer Einnahmen zwingen könnte. Als Kriegsgewinn gilt die Mehreinnahme der drei Jahre 1914, 1915, 1916, verglichen mit dem Durchschnittsgewinn der drei Jahre 1911 bis 1913. Was jenseits von dieser Grenze liegt, ist Konjunkturgewinn, der zur Hälfte in die Sonderrücklage wandern muß. Wenn nun in den Friedensjahren viel abgeschrieben und der Gewinn dadurch verkleinert wurde,

so vergrößert sich die Spannung zum Kriegsgewinn. Im Vortheil ist die Gesellschaft, die einen großen Theil ihrer Erträge ausgeschüttet hat. Die Gerechtigkeit verlangt einen Ausgleich. Entweder dadurch, daß die Abschreibungen der drei Vergleichsjahre jetzt noch verkürzt werden, oder durch eine Anpassung der Kriegsbilanz an die Friedensbilanzen.

Schwierig ist die Gewinnberechnung auch bei Gesellschaften, die den Mehrgewinn in den Kriegsjahren aus Gütern hatten, die vor dem Krieg bestellt wurden. Eine G. m. b. H., die mit dem Schiffbau in Verbindung steht, blieb im Jahr 1911 ertraglos. 1912 erzielte sie einen Gewinn von 37 000 Mark, aus dem 18 000 Mark zur Deckung der Unterbilanz des Vorjahres verwendet wurden. 1913 brachte 56 000 Mark; 1914 aber 146 000 Mark, weil in diesem Jahr ein Zweimillionen-objekt, das von 1911 stammt, abgerechnet wurde. Hier ist die Vergleichsbasis des Jahres 1912 (37 000 weniger 18 000 Mark) zu niedrig und das Ergebniß des ersten Kriegsgewinnjahres zu hoch. Wird ein gerechter Ausgleich möglich sein? Die G. m. b. H. gehört vier Leuten, die nur diese Einnahmequelle haben. Die Kriegsgewinnsteuer trifft sie also doppelt: als Gesammtheit, vertreten durch die G. m. b. H., und als einzelnen Besitzer der Antheile. Die Doppelbesteuerung, die in jedem einzelnen Fall entsteht, da nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Gesellschafter Mehrgewinne versteuern müssen, ist allerdings erst dann wirksam, wenn der Aktionär oder Antheilbesitzer per Saldo einen Vermögenszuwachs hat. Der Mehrertrag aus Dividenden kann ja durch Verluste aus anderen Anlagen getilgt werden.

Die Kriegsgewinne der Reichsbank werden nach einer Sondervorschrift besteuert. Die Reichsbank hat natürlich ein Bombengeschäft gemacht. Für das Jahr 1915 wird mit einem Reingewinn von 220 Millionen (120 Prozent des Grundkapitals von 180 Millionen) gerechnet; 1914 warens 67 Millionen. Schon das erste Kriegsjahr brachte den Besitzern der Reichsbankantheile eine Steigerung der Dividende von 8,44 auf 10,24 Prozent. Würde der Gewinn von 1915 nach der alten Methode vertheilt, so gäbe es wenigstens 30 Prozent. Daran ist nicht zu denken. Die Reichsbank hat im Krieg durch die Aufhebung der Notensteuer und die umfangreichen Wechseldiskontirungen des Reiches verdient. Nun holt sich die Reichskasse zurück, was die Bank eingeheimst hat: 100 Millionen Mark ersparter Notensteuer (in siebzehn Kriegsmonaten); dann drei Viertel des Mehrgewinns. Im Durchschnitt der letzten drei Friedensjahre hat die Reichsbank 38,5 Millionen jährlich verdient. Das läßt sich hören. Was von 1914 bis 1916 darüber ist, fließt zu 75 Prozent ans Reich. Die Antheilbesitzer durften, nach dem Gesetzentwurf, der nur 50 Prozent für die Reichskasse forderte, 10,5 Prozent Dividende erwarten. Die Reichstagskommission hat ihnen nur 9 Prozent zugebilligt. Das müssen sie dulden. Auf die Finanzirung des Krieges folgt ja die Finanzirung des Reiches, die ein Konsortialgeschäft des ganzen Volkes werden muß. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


JOSETTI
Cigaretten
Trustfrei
ANTITRUST
SPEZIAL-MARKEN
JUNO 2 Pfg
VERA 3 Pfg
ELDEN 3 Pfg

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Bilanz per 30. Juni 1915.

Aktiva.	M.	pf
An Kassa-Konto	225 993	87
„ Wechsel-Konto	2 518 624	47
„ Guthaben bei den Banken	90 618 734	71
„ Kautions-Konto	9 120 098	36
„ Konsortial-Konto	9 185 545	80
„ Effekten-Konto	90 043 676	48
„ Elektrizitäts-Werke und elektrische Bahnen	933 329	80
„ Debitoren	126 446 087	15
„ Hypotheken	760 000	—
„ Patente-Konto	1	—
„ Inventarium-Konto	1	—
„ Geschäftshaus Friedrich-Karl-Ufer 2-4	2 375 912	—
„ Fabriken: Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge u. Modelle	60 392 994	18
„ Inventur	93 406 143	54
	486 027 142	3

Passiva.	M.	pf
Per Aktien-Kapital	155 000 000	—
„ Obligationen	107 292 000	—
„ Reservefonds-Konto	73 564 679	27
„ Rückstellungs-Konto	19 640 808	68
„ Rückstellungs-Konto für Wehrsteuer	471 633	—
„ Hypotheken	4 683 300	—
„ Wohlfahrts-Einrichtungen	15 159 609	71
„ Geloste Obligationen	247 500	—
„ Obligations-Zinsen	1 625 697	50
„ Fällige Dividenden	281 080	—
„ Aval-Akzepte	296 900	—
„ Kreditoren	86 465 818	97
„ Reingewinn	21 298 115	23
Hiervon:		
11 % Dividende auf M. 155 000 000 Aktienkapital M. 17 050 000,—		
Tantieme des Aufsichtsrats einschl. Steuer „ 542 500,—		
Gratifikationen an Beamte „ 1 500 000,—		
Zuweisung an den Unterstützungsfonds „ 1 500 000,—		
Vortrag für 1915/16 „ 705 615,23		
M. 21 298 115,23	486 027 142	36

Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1915.

Debet.	M.	pf
An Handlungs-Unkosten-Konto	1 546 768	39
„ Steuern-Konto	2 935 146	12
„ Konto für Verluste auf Staats- und Kommunal-Anleihen	324 292	52
„ Konto für Kriegs-Unterstützungen	4 612 414	32
„ Abschreibungen	895 615	55
„ Bilanz-Konto: Reingewinn	21 298 115	23
	31 612 352	13

Kredit.	M.	pf
Per Bilanz-Konto: Vortrag aus 1913/14	727 640	56
„ Geschäftsgewinn 1914/15	30 884 711	57
	31 612 352	13


Wagners
Saar-Riesling
Saar-Schaumwein
Einzig in seiner Art!
Central-Verkaufsstelle Berlin W. 30.

Weihnachts-Bücher

zu besonderen Gelegenheitspreisen!

Antiquarische Werke :: Restauflagen

Einbändige Klassiker

in Lexikon-Format

Grillparzers Werke mit einer Skizze seines Lebens u. seiner Persönlichkeit von J. Minor u. dem Bildnis des Dichters (877 S.), gbd. Ladenpr. früher 4.—, jetzt **1.90**

Lessings Werke mit einer biograph. Einleitung von L. Holthof, dem Bildnis des Dichters und 3 Tafeln Abbildungen (877 S.), gebd. Ladenpr. früher 4.—, jetzt **1.90**

Uhlands sämtl. Werke mit einer liter.-biograph. Einleitung von L. Holthof u. dem Bildnis des Dichters (1120 S.), gbd. Ladenpr. früher 4.—, jetzt **1.90**

Reuters sämtl. Werke mit einer biogr.-lit. Einleitung v. O. Weltzien (957 S.), gebd. Ladenpr. früher 4.—, jetzt **1.90**

Jahrbuch d. bildenden Kunst
Unter Mitwirkung von Dr. H. v. Seydlitz, Dresden, hersg. v. M. Martersteig (später W. Pastor) verschied. Jahrgänge, jeder Band karton. Früher 3.—, jetzt . . . . . **45** Pf.
Dasselbe, jeder Band 6.—, jetzt **95** Pf.

Heinr. Heine Gesammelte Aufsätze v. Herm. Hüfter Mit einem Bildnis. In Biedermeier-Einband. Ladenpr. früh. 5.50, jetzt **1.25**

Karl Graf v. Brühl Gen.-Intendant d. königl. Schauspiele, und s. Eltern. Lebensbilder, bearb. v. H. v. Krosigk. Mit 8 Bildnissen. Gbd. Ladenpr. früh. 10.—, jetzt **3.90**

Länder- und Völkerkunde

Bell Durch die Wüsten und Kulturstätten Syriens. Mit viel. Bildern u. einer Karte, gebunden. Ladenpreis früher 10.—, jetzt **2.85**

Lauterer Mexiko, das Land d. blühend. Agave. Mit 108 Abb., gebd. Ladenpr. früher 8.50, jetzt **2.85**

Lauterer Japan, d. Land d. aufgehend. Sonne. Mit 117 Abb., gebd. Ladenpr. früher 8.50, jetzt **2.85**

Guerville Das moderne Aegypten. Mit 182 Abbildg., gebd. Ladenpreis früher 10.—, jetzt . **2.85**

Lindau An d. Westküste Klein-Asiens. Eine Sommerfahrt a. d. ägäisch. Meere. Mit 15 Vollbildern, gebd. Ladenpreis früher 7.50, jetzt . . **3.50**

Deutschlands Kolonien Eine Erwerbs- u. Entwicklungsgeschichte von Dr. Kurt Hassert. Mit viel. Bildern, Karten, gebd. Ladenpr. früher 12.—, jetzt **2.85**

Das deutsche Jahrhundert
Unter Mitarbeit von C. Busse, M. Osborn, J. Duboc, E. Schäfer, C. Bleibtreu u. viel. anderen namhaft. Fachschriftstellern, herausgegeben v. G. Stockhausen. 2 starke Lexikon-Bände in Geschenk-Einband, früher 20.00, jetzt **4.65**
Prachtvolles Geschenk von bleibendem Wert!

Schwedische Kunst des 19. Jahrhunderts v. Georg Nordensvan. Reich illustriert. Flexibel gebd. Ladenpr. früher 3.—, jetzt **95** Pf.

Schöne Bücher in geschmackvollen Leder-Einbänden

Björnst. Björnson Ausg. Werke 3 Bände in Wildleder gebund., Oberer Schnitt vergoldet. (In Karton.) Ladenpreis früher 12.—, jetzt . **6.50**

Der Tanz als Kunstwerk von Oscar Bie. In grün. Leder gebunden. Ladenpreis früher 6.—, jetzt . . **1.90**

Japanische Meister in Kunst und Dichtung herausgegeben v. Perzynski u. O. Hauser. In braun. Leder gebund. Ladenpreis früher 6.—, jetzt **1.90**

Französische Meister (Fragonard Rops Montmartre). In rot. Leder gebunden. Ladenpreis früher 6.—, jetzt . . **1.90**

Ein Abonnement auf unsere Leih-Bibliothek ein schönes Weihnachts-Geschenk!

Bücher-Katalog** über Neuerscheinungen im Kriegsjahr 1914/15 für unsere Bücherkunden **kostenlos!

Kaufhaus des Westens G. m. b. H.

Berlin W 50 Verkaufsstelle des Warenhauses für deutsche Beamte **Bücher-Abtlg.**

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Für Inserate verantwortlich: D. Brasch. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.